

Nr. 86. Bromberg, den 7. Juni 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zehntes Kapitel.

Kurz vor der Mittagsstunde durchzuckte das ganze Städtchen plötzlich wie ein elektrischer Schlag die grausige Kunde. Es bedurfte nicht des Telegraphen, von dem man sich damals überhaupt noch nichts träumen ließ; die Nachricht flog von Mund zu Mund, von Gruppe zu Gruppe, von Haus zu Haus, mit kaum geringerer Schnelle als der elektrische Funke. Natürlich gab der Lehrer für den Nachmittag frei, man würde ihm das Gegenteil sehr verdacht haben. Ein blutiges Messer war dicht bei dem Gemordeten gefunden worden und jemand hatte es als dem Muff Potter gehörig erkannt, so lautete die Erzählung. Auch sollte ein Bürger, der sich verspätet hatte, auf Potter gestoßen sein, wie er sich im Bache wusch, gegen ein oder zwei Uhr morgens, und als er sich bemerkt sah, eiligst davon schlich, — lauter verdächtige Momente, namentlich das Waschen, was für gewöhnlich sehr gegen Potters Art war. Die ganze Stadt, so sagte man, sei schon abgesucht worden nach dem „Mörder“ (das Publikum ist schnell bei der Hand mit Beweis und Urteilsspruch), er sei aber nirgend zu finden. Reiter waren nach jeder Richtung abgesandt und der Sheriff war überzeugt, daß man ihn noch vor Einbruch der Nacht einfangen werde.

Die ganze Stadt wallfahrte nach dem Friedhof. Toms Herzensnot schwand; er schloß sich dem Zuge an, nicht, daß er nicht tausendmal lieber wo anders gewesen wäre — aber eine unheimliche, unerklärliche Zauberkraft lockte und zog ihn dorthin. Am Schreckensorte angekommen, schob und zwängte sich seine kleine Person durch die dichte Menge und stand bald vor dem gräßlichen Schauspiel. Es schien ihm ein Menschenalter her, seit sein Blick zuletzt daruf geruht. Jemand zwickte ihn am Arm. Er wandte sich und seine Augen trafen die Huckleberrys. Wie auf Kommando sahen dann beide nach entgegengesetzter Richtung, voll Angst, jemand könne den Blick bemerkt haben, den sie sich zugeworfen. Jedermann aber schwatzte in unterdrücktem Flüsterton und hatte genug zu tun mit dem furchtbar-schauerlichen Ereignis, dessen Schauplatz man umstand.

„Armer Bursche!“ „Armer, junger Mensch!“ „Dies sollten alle Leichenräuber sich zur Lehre dienen lassen!“ „Muff Potter muß baumeln dafür, wenn sie ihn erwischen!“ So etwa lauteten die Bemerkungen, die fielen. Der Geistliche aber sagte: „Das war ein Gottesgericht, — hier sehen wir die Hand des Herrn.“

Tom zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, denn sein Blick war auf das stumpfsinnige Gesicht des Indianer-Joe gefallen. Im selben Moment begann die Menge zu schwanken und zu drängen und einzelne Stimmen riefen: „Da ist er, da ist er, dort kommt er selber!“

„Wer? Wer?“ fragten zwanzig andere dagegen.

„Muff Potter!“

„Da, jetzt halten sie ihn an! Er dreht um — haltet, haltet fest, laßt ihn nicht durchbrennen!“

Leute, die in den Ästen der Bäume saßen, über Toms Kopf, meinten, Muff versuche gar nicht zu entrinnen, — er sähe nur ganz dumm und verblüfft aus.

„Verdammte Frechheit das!“ sagte einer, „wollte sich wohl noch 'mal in Ruhe sein Werk beschauen, dachte nicht, Gesellschaft zu finden!“

Die Menge teilte sich nun und der Sheriff schritt mit großartiger Wichtigkeit in Blick und Miene hindurch, Muff Potter am Arme haltend. Des armen Burschen Gesicht sah ordentlich eingefallen aus und aus den Augen starrte das Entsetzen, das ihn gebannt hielt. Als er vor dem Gemordeten stand, schüttelte es ihn wie ein Krampf, er barg das Gesicht in den Händen und brach in Tränen aus.

„Ich hab's wahrhaftig nicht getan, Freunde“, schluchzte er, „auf mein Ehrenwort, ich hab's nicht getan.“

„Wer hat dich denn beschuldigt?“ schrie eine Stimme.

Der Schuß traf. Potter erhob die Augen und ließ sie in die Runde gehen, qualvollste Hoffnungslosigkeit im Blick. Da sah er den Indianer-Joe und rief:

„Ach, Joe, und du hast doch versprochen, daß du nie —“

„Ist dies hier Euer Messer?“ Damit schob ihm der Sheriff das Mordwerkzeug unter die Nase.

Potter wäre gefallen, wenn man ihn nicht aufgefangen und sachte zu Boden hätte gleiten lassen. Dann stöhnte er:

„Hab's mir doch gedacht, wenn ich nicht käme und das — Messer —“ Ein Schauder überlief ihn, dann winkte er mit der kraftlosen Hand dem Indianer-Joe und flüsterte tonlos:

„Sag's ihnen, Joe, sag's ihnen, alles — 's ist ja doch umsonst.“

Huckleberry und Tom hörten nun stumm und starr, wie der hartherzige Mörder in heiterster Ruhe Zeugnis ablegte. Mit jedem Moment erwarteten sie, daß der klare Himmel sich öffnen nud der gerechte Gott seine Zornesblitze auf das Haupt des ruchlosen Lügners schleudern müsse; jeder weitere Moment der Verzögerung des Gerichtes erregte ihr größtes Staunen. Und als er geendet hatte und noch lebend und unversehrt vor ihnen stand, schwand der leise in ihrer Seele flackernde Trieb wieder, den geschworenen Eid zu brechen und des armen Gefangenen Leben zu retten. Solch ein Missetäter, wie Joe, mußte sich ja, das war ihnen jetzt gänzlich klar, dem Teufel verschrieben haben. Sich mit dieser Macht aber in einen Kampf um deren berechtigtes Eigentum einzulassen, konnte allzu verhängnisvoll werden.

„Warum machtest du dich nicht davon? Weshalb kamst du hierher zurück?“ fragte einer den mutmaßlichen Mörder.

„Ich konnt' nicht anders, konnt' nicht anders,“ stöhnte dieser. „Ich hab' ja durchgehen wollen, aber 's hat mich immer wieder hierher getrieben.“ Und wieder schluchzte er herzbrechend.

Nochmals wiederholte der Indianer-Joe seine Aussage ebenso ruhig und bekräftigte dieselbe endlich ein paar Minuten später bei der Totenschau. Da immer noch keine Blitze herniederfuhren, sahen die Jungen ihren Glauben bestätigt, daß Joe sich dem leibhaftigen Gottseibeiuns verkauft habe. Er wurde ihnen nun zum Gegenstand des schauerlichsten, unheimlichsten Interesses, wie sie es bis dahin noch niemals empfunden, und ihre Blicke hingen wie gebannt an seinem Antlitz. Sie beschlossen innerlich, ihm nachzuspüren, des Nachts namentlich, wenn sich ihnen Gelegenheit dazu böte, in der stillen Hoffnung, einen verstohlenen Blick auf seinen schauerlichen Herrn und Meister tun zu können.

Der Indianer-Joe half die Leiche des Gemordeten auf einen Wagen heben, der dieselbe wegbringen sollte, und es ging ein Flüstern durch die Menge, daß die Wunde dabei leicht zu bluten begonnen. Huck und Tom hofften schon, dieser glückliche Umstand möchte den Verdacht auf die richtige

Fährte lenken und fühlten sich daher sehr enttäuscht, als einer der Zuschauer bemerkte:

„Kein Wunder! Drei Schritt davon war ja der Potter, da hat's freilich bluten müssen!“ —

Toms schreckliches Geheimnis und sein nagendes Gewissen störten ihm den Schlaf für länger als eine Woche nach diesem Vorfall. Eines Morgens beim Frühstück sagte Sid:

„Tom, du wirfst dich immer so herum und schwatzest so laut im Traum, daß ich die halbe Nacht nicht schlafen kann.“

Tom erbleichte und senkte die Augen.

„Das ist ein schlimmes Zeichen,“ meinte Tante Polly ernst. „Was hast du auf dem Herzen, Tom?“

„Nichts, Tante, ich weiß von nichts.“ Aber des Jungen Hand zitterte so, daß er den Kaffee verschüttete.

„Und so dummes Zeug redst du“, fuhr Sid fort. „Heute Nacht hast du gesagt: „Blut ist's, Blut und gar nichts andres!“ Und das hast du immer und immer wieder gesagt. Und dann hast du auch gesagt: „Quäl' mich doch nicht so — ich will's ja gestehen.“ Was gestehen? Was willst du denn gestehen?“

Vor Toms Augen schwamm alles. Es läßt sich kaum ausdenken, was nun hätte geschehen können, wäre nicht plötzlich der forschende Blick aus Tante Pollys Auge geschwunden und sie Tom, ohne zu wissen, zu Hilfe gekommen, indem sie ausrief:

„Na, natürlich! 's ist der grausige Mord, der ihm zu schaffen macht. Mir geht's grad auch so. Ich träume jede Nacht davon. Ich hab' schon geträumt, ich wär's selber gewesen!“

Mary sagte, ihr ginge es gerade auch so und Sid schien damit zufrieden gestellt. Tom entzog sich den Blicken der Seinen, sobald er irgend konnte, beklagte sich danach über Zahnweh eine Woche lang und band sich ein dickes Tuch um Mund und Kinnlade jede Nacht. Er wußte nicht, daß Sid ihn allnächtlich belauerte, zuweilen selbst die Binde lockerte, sich auf die Ellenbogen stützte, über ihn beugte und lange, lange lauschte, worauf er vorsichtig das Tuch an die alte Stelle zurück schob. Toms Furcht und Angst verlor sich allmählich, der ewige Zahnschmerz wurde langweilig und daher fallen gelassen. Wenn es Sid wirklich gelungen war, aus Toms unzusammenhängendem Gemurmel sich einen Vers zu machen, so behielt er alles für sich. — Es war Tom, als ob seine Schulkameraden es niemals satt bekommen könnten, gerichtliche Totenschau zu halten über tote Katzen und dergleichen. Sid fiel es dabei auf, daß Tom niemals die Rolle des Leichenbeschauers zu übernehmen trachtete, obgleich er sonst gewohnt war, Anführer bei jeder neuen Unternehmung zu sein. Er bemerkte auch, daß Tom auffallenderweise niemals als Zeuge auftrat, ja sogar eine entschiedene Abneigung gegen diese Art von Zeitvertreib an den Tag legte und sie mied, wo er nur irgend konnte. Sid wunderte sich, wie gesagt, darüber, erwähnte aber nichts. Endlich kamen denn auch die Totenschauen aus der Mode und hörten auf, Toms Gewissen zu beunruhigen.

Jeden Tag, oder einen Tag um den andern, während dieser Zeit der Trübsal, nahm Tom die Gelegenheit wahr, sich an das kleine, vergitterte Kerkerfenster zu schleichen und dem „Mörder“ allerlei kleine Trostgegenstände, deren er habhaft werden konnte, zuzuschmuggeln. Das Gefängnis war ein winzig kleiner Backsteinbau, der am Ende des Städtchens mitten in einem Sumpf stand. Wächter gab's keine, Gefangene waren selten. Diese Opfergaben trugen sehr dazu bei, Toms Gewissen zu erleichtern.

Die Einwohner des Städtchens hatten große Lust, auch dem Indianer-Joe zu Leibe zu gehen wegen des Leichenraubes. So furchtbar war aber sein Ruf, daß sich keiner fand, der sich dazu verstehen wollte, die Leitung der Sache zu übernehmen, und so ließ man es denn bleiben. Vorsichtigerweise hatte er in seinen beiden Aussagen gleich bei der Rauferei begonnen, ohne erst den beabsichtigten Leichenraub einzugestehen, der dieser voran gegangen war, und so hielt man es für das Klügste, die Sache, einstweilen wenigstens, nicht vor Gericht zu bringen.

Elftes Kapitel.

Eine der Ursachen, weshalb Toms innerer Mensch begann, sich von seinen geheimen Sorgen und Leiden abzuwenden, lag darin, daß ein neues und wichtiges Interesse alle seine Gedanken in Beschlag nahm. Becky Thatcher war aus der Schule fortgeblieben. Tom rang mit seinem Stolze ein paar Tage lang, versuchte, sich die Gedanken an *sie* aus dem Kopf zu schlagen; aber umsonst. Zu seinem eigenen Erstaunen betraf er sich selbst auf nächtlichen Streifereien um ihres Vaters Haus herum, wobei ihm ganz elend zu Mute war. *Sie* war krank. Wenn sie nun sterben müßte? Verzweiflung, Wahnsinn lag in dem Gedanken. Ihn lockte nichts mehr hienieden, kein Krieg, kein Seeräubertum. Die Sonne des Lebens war entschwunden, nur die qualvollste Finsternis geblieben. Er stellte seinen Reifen zur Seite zusamt dem Stock, an keinem Spielzeug konnte er mehr Freude haben. Tante Polly begann sich zu grämen, zu beunruhigen ob dieser Zeichen und setzte ihm mit allerhand Arzneien zu. Sie war eine von denen, die auf Patent-Medizinen jeder Art schwören, die jegliche neue Methode, unfehlbare Gesundheit zu verleihen, oder die schadhaft gewordene auszuflicken, mit Enthusiasmus und nimmer wankendem Vertrauen begrüßen. Alles neu Auftauchende dieser Art mußte sofort probiert werden, es ließ ihr keine Ruhe, bis sie irgend jemanden entdeckt hatte, an dem das Experiment gemacht werden konnte, denn ihr selbst fehlte zu ihrem größten Leidwesen niemals etwas, das solchen Eingriff erfordert hätte. Sie war auf alle Zeitschriften für Gesundheitspflege abonniert und ihre harmlose Seele ergab sich gläubig dem krassesten Unsinn, der schwarz auf weiß, mit dem nötigen feierlichen Ernst vorgetragen, darin stand. All der theoretische Schnickschnack, den sie enthielten darüber, wie man zu Bett gehen müsse, wie aufstehen, was essen, was trinken, wie oft lüften, wie viel und welcher Art sich Bewegung schaffen, welcher Gemütsverfassung sich befleißigen, in was für Kleidung den äußeren Menschen stecken, all dieser Schwindel war ihr Evangelium und niemals fiel es ihr auf, daß die neuesten Nummern in der Regel das Gegenteil von dem empfahlen, was sie früher angepriesen hatten. Sie war so arglos und leichtgläubig wie ein Kind und ging ohne Zögern auf jeden Leim. So mit ihren Quacksalberschriften und Mittelchen bewaffnet, saß sie, — um ein bekanntes Bild zu gebrauchen — mit dem Sensenmann im Sattel auf dem fahlen Rosse, während dicht hinter ihr die Hölle einhertrabte. In ihrer schlichten Einfalt kam es ihr jedoch niemals in den Sinn, sie könne der leidenden Menschheit etwas anderes sein als ein heilender Engel des Trostes, der Balsam des Herrn in Person.

Kaltwasserkuren waren neu dazumal, und Toms leidender Zustand war Wasser auf ihre Mühle. Morgens mit Tagesgrauen holte sie ihn aus seinem Bett, schleppte ihn nach dem Holzschuppen und ertränkte ihn hier fast in einer Sintflut kalten Wassers, das sie über ihn ergoß. Dann raspelte sie ihn mit einem rauhen Tuche wie mit einer Feile ab, wobei er wieder zu sich selbst kam, rollte ihn in ein nasses Bettuch und stopfte ihn unter einen Berg von wollenen Decken, bis er sich die Seele fast aus dem Leibe geschwitzt hatte, so daß „deren gelbe Flecken zu den Poren herauskamen“, wie Tom sagte.

Aber all dieser gründlichen Behandlung zum Trotz wurde der Junge täglich schwermütiger, blasser, niedergeschlagener. Tante Polly fügte nun heiße Bäder bei, Sitzbäder, Douchen und Sturzbäder. Der Junge aber verharrte in seiner trübseligen Stimmung. Sie verstärkte nun die Wasserkur durch strenge Diät und Zugpflaster und füllte ihn, als ob er ein Krug gewesen wäre, alltäglich mit Wundertränken jeglicher Art bis zum Rande.

Tom ließ alles mit sich beginnen, er war gleichgültig geworden gegen jede Quälerei. Diese Phase seines Leidens erfüllte die Seele der alten Dame mit Bestürzung. Die beängstigende Gleichgültigkeit mußte gebrochen werden um jeden Preis. In dieser Krisis hörte sie zum erstenmal von einem Universal-Wundermittel, „Schmerzenstöter“ genannt. Sie bestellte sofort einige Dutzend Flaschen, kostete und war von Dankbarkeit durchglüht, es schien einfach Feuer in flüssiger Form. Die Wasserbehandlung wurde nun eingestellt, zusamt allem andern und „Schmerzenstöter“ war hinfort in Losung. Tom bekam den ersten Löffel voll, und seine Tante erwartete in tiefster Seelenangst das Resultat. Ihrer Sorgen war sie augenblicklich ledig, Frieden zog in ihre Seele ein, der Bann der „Gleichgültigkeit“ war gebrochen. Hätte sie ein Feuer unter ihm angezündet, der Junge hätte kein tolleres, kein urkräftigeres Interesse zeigen können.

Tom sah, daß die Zeit gekommen sei, sich aufzuraffen. Diese Art von Leben mochte ja ganz romantisch sein, war auf die Dauer aber nicht auszuhalten. Bei allem Überfluß an Abwechslung wurde es am Ende doch monoton. Er sann daher auf Änderung seiner Lage und verfiel schließlich darauf, eine leidenschaftliche Neigung für den „Schmerzenstöter“ vorzugeben. Er verlangte so oft nach dem Wundertrank, daß er damit förmlich zur Plage wurde und seine Tante ihn schließlich anfuhr, er möge sich selber bedienen und sie in Ruhe lassen. Wäre es nun Sid gewesen, so hätte kein Schatten ihr Entzücken ob solch ungeahnten Erfolges getrübt, da es aber Tom war, beobachtete sie verstohlen die Flasche. Die Flüssigkeit verminderte sich in der Tat, ihr aber kam es niemals in den Sinn, daß der Junge die Gesundheit einer Spalte des Fußbodens im Eßzimmer damit kuriere.

Eines Tages war Tom eben wieder damit beschäftigt, der Spalte die gewohnte Dosis zu verabfolgen, als seiner Tante gelbe Katze daher kam, einen Buckel machte, schnurrte, und, gierigen Blicks den Löffel beäugelnd, um ein Pröbchen bettelte. Tom warnte:

„Bitt' nicht drum, Peter, wenn du's nicht brauchst."
Peter deutete an, daß er's brauche.
„Überleg's nochmal, Peter."
Peter hatte überlegt und war seiner Sache gewiß.
„Also, Peter, du willst's und du sollst's auch haben, denn so bin ich nicht. Wenn's dir aber nachher nicht schmeckt, so mach' niemand 'nen Vorwurf, außer dir selber."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geistermühle.

Eine Schnurre aus alten Tagen.

Von Wilhelmine Baltinester.

Ganz rot, mit zerrauftem Haar und Bart, lief der Schuster Dagobert über die staubige Landstraße. Der Müller, der eben auf seinem kleinen Wägelchen aus der Stadt heimkehrte, hielt verwundert an.

„He?! Was ist denn los, Schuster?"

„Ich habe die Hölle im Hause!" Dagobert blieb stehen und sah traurig zu dem behaglich breiten Müller auf.

„Deine Frau . . .?" fragte der gleich verständnisvoll und wies mit der Peitsche gegen das Dorf.

„Ach ja. Heute hat sie zuerst meine drei Gesellen geohrfeigt, dann mir einen Leisten an den Kopf geworfen. Weil sie das Geld hat, ist sie Herr im Hause. Aber ich mache nicht länger mit — ich will auswandern!"

Der Müller lächelte. „So — nur mit Hemd und Hose bekleidet?! Na, verschnaufe erst ein wenig, setz' dich da neben mich auf die Bank und komm' mit in die Mühle. Du kannst bei uns zu Mittag essen. Dann wollen wir alles in Ruhe beraten."

Die beiden waren weitläufig verwandt und der Müller hatte ein gutes Herz in dem rundlichen Leibe.

Dagobert ließ sich's an des Müllers gastfreundlichem Tische wohlsein. Hier war der Mann der Herr im Hause, was dem armen Schuster geradezu paradiesisch erschien. Still und nachgiebig schaltete die hübsche Müllerin als demütige Weggefährtin im Hause. „Ach . . .", seufzte Dagobert und griff nach seiner Stirn, wo der Leisten eine apfelgroße Beule geschlagen hatte. Um den unglücklichen Ehemann aufzuheitern, erzählte der Müller allerhand Geschichten.

„Weißt du, Schusterchen, unsere Mühle ist eine Sehenswürdigkeit geworden. Alle Leute erzählen davon, sogar die Fremden, die im Sommer hier waren, besuchten mich und wollten allerlei Geschichten vom bösen Mönch wissen. Ich konnte ihnen nichts weiter erzählen, als daß hier vor mehr als hundert Jahren ein einsames Kloster gestanden habe, das auch einen Mönch beherbergte, der unfromm und sündig war, ein elendes Doppelleben führte, sich nachts heimlich über die Klostermauer schwang, um im Dorfe Leute zu berauben oder gar zu ermorden, und nun verdammt sei, ewig zu wandern, ruhelos, Nacht um Nacht . . . Meine Vorgänger wollen ihn in den Gängen gesehen haben, wie er im weißen Totenhemd umherschlich, sich auf die Mehlsäcke setzte und weinte. Ich glaube nicht an den Spuk; Mäuse werden es sein, die in keiner Mühle fehlen! Aber dennoch rinnt es den Leuten kalt über den Rücken, wenn sie nachts an meiner Mühle vorbeikommen; und die Liebespärchen, die hier spazieren gehen, glauben auch an den Spuk. Das ist natürlich eine Falle des Burschen, denn wenn sein Mädel eben schnippisch ist, die Küsse nicht erwidern mag oder Streit sucht, dann führt es der Bursche zur Mühle, und sie schreiten dicht an der Mauer auf und ab. Da hört man es plötzlich winseln und beten, schlurfen und stöhnen, daß dem Mädel angst und bange wird. Und der kluge Bursche nützt den Vorteil aus und sagt ganz ruhig: „Das ist der böse Mönch!" Und das Mädel faßt des Burschen Arm, schmiegt sich ängstlich an und verweigert ihm nicht mehr den Kuß. Ja, Angst müssen die Mädel haben, wenn sie ja sagen sollen, und zum Manne müssen sie flüchten, Schutz suchen und ihn als Retter betrachten!"

Der Müller lachte über das ganze Gesicht.

„Zuweilen spiele ich den Mönch! Dann öffne ich leise ein Fenster und singe und klage und schlurfe mit den Holzpantoffeln, und im Mondschein sehe ich dann aus wie ein Gespenst, obwohl meine Alte immer sagt, ich sei zu dick! . . . Puh! Wie sich das junge Volk dann fürchtet!"

„Das wäre was für meine Frau", sagte Dagobert, „die ist so abergläubisch und sieht überall Gespenster."

Die Müllerin, welche leckere Karpfen brachte, unterbrach das Gespräch, und bei der süßen Speise dachte keiner mehr an den argen Mönch.

Dagobert ging heim, nachdem ihm der Müller geraten hatte, den Herrn zu spielen, seine Frau mal tüchtig zu verprügeln und auf einen Tag bei Brot und Wasser in die Bodenkammer zu sperren. Als Dagobert langsam über die Wiesen schritt, blickte die Müllerin ihm vom Fenster aus nach, und sich umwendend, sagte sie zu ihrem Manne: „Das tut er bestimmt nicht — der kann keine Fliege zertreten!"

Daheim bekam der Schuster Schelte, weil er so lange ausgeblieben war, und war froh, als er in seinem Bette lag. Frau Martha war eine große, stämmige Frau, derb und laut. Im Dorfe war ihr Treiben bekannt, und den kleinen Buben, die einmal unfolgsam waren, sagte man nicht selten: „Wenn du dich nicht besserst, bekommst du einmal eine Frau wie die Schusterin!" Oder: „Ich hole die Schuster-Martha!" Das wirkte immer.

Frau Martha wollte eben das Licht ausblasen, als es heftig gegen die Tür klopfte. Sie fragte barsch, wer da sei. „Ein Bote aus der Mühle!" war die Antwort. Durch die Türspalte schob er einen Zettel, auf dem die eilig geschriebenen Worte standen: „Liebste Frau Schusterin! Kommen Sie gleich zu meiner Frau! Sie ist sehr krank! Ich kenne Sie als gute, fromme Person, die mir nicht absagen wird. Auch will ich Ihre Hilfe mit einigen Säcken feinsten Mehles bezahlen! Der Müller."

Frau Martha überlegte nicht lange, sie fühlte sich auch geschmeichelt, daß der Müller von der ganzen Verwandtschaft gerade sie auserkoren hatte, und feines Mehl war schließlich auch nicht zu verachten. Sie zog also hastig eine Jacke an und stieg auf das Müller-Wägelchen, das draußen wartete.

Betrübt kam ihr der Müller entgegen. „Sie schläft jetzt," sagte er leise. „Setzen Sie sich unterdessen hier in die Stube." Die Schusterin bemühte sich, das liebe, demütig-sanfte Gesicht der Krankenpflegerin zu machen. „Ich muß nun in die Mühle," sagte der Müller, „wir haben heute Nachtarbeit; es ist eine unruhige Nacht, der böse Mönch hat schon ein paarmal gestöhnt!"

Und er ging. Die Schusterin saß unruhig in der Stube, in welcher eine Kerze trübe flackerte. Im Krankenzimmer, dessen Tür geschlossen war, blieb es still. Ein kaltes Gruseln jagte durch ihre Seele. Und da tauchte auch schon der Geist des Mönches auf, in ein weißes Totenhemd gehüllt . . .

„Schust-erin!", wie aus dem Grabe klang die dumpfe Stimme.

Das Weib zitterte.

„Schläfst du, Schusterin?!" Ach, sie schlief nicht, halbtot lehnte sie in dem Stuhl und rührte sich nicht.

„Du bist ein schuldbeladenes Weib — du hast deinen Mann jahrelang mißhandelt und ihm erst heute wieder eine blutige Beule geschlagen . . . Schusterin, es tut nicht gut, auf Erden zu sündigen. O — ich leide heute, nach hundert Jahren, noch darunter! Das Fegefeuer ist heiß, du schmorst und röstest, und sie zwicken dich mit eisernen Zangen. Dein Trunk ist Feuer, Eisen deine Nahrung!"

Das Weib stöhnte.

„Ich bin gesandt worden," sagte das Gespenst, „dir zu künden, daß du dich beizeiten bessern mögest, aber die Zahl deiner Vergehungen gegen den armen Mann ist schon zu weit gediehen und mir ward aufgetragen, dich Buße tun zu lassen!"

„Das will ich", flüsterte das bange Weib.

„Nun gut — du sollst heute nacht dreimal im eiskalten Mühlbach untertauchen und dann in deinen nassen Kleidern, barfuß, heimgehen, deinen guten Mann wecken, ihm einen Riemen in die Hand geben und ihn bitten, Dich zu schlagen! Schlägt er dich nicht — denn sein Herz ist weich — so darfst du einen Tag lang nichts essen und mußt einen Monat auf dem Fußboden schlafen. Den Schuster mußt du hegen und pflegen, ihm den kleinsten Wunsch erfüllen und demütig sein, wie es einer Frau geziemt! Tust du nicht Buße, dann werde ich dein Haus finden und in jeder Nacht an deinem Bette stehen mit den Marterzangen der Hölle!"

Das Gespenst verschwand.

Die Frau stand mit schlotternden Knien auf, ging zum rauschenden Mühlbach hinunter, tauchte in dem eiskalten Wasser unter und zog die Schuhe von den Füßen, um barfuß über die steinige Landstraße heimzulaufen. Mit blutenden Füßen, am ganzen Körper zitternd, kam sie zu Hause an, stürzte vor dem Bette ihres Mannes in die Knie und bat ihn, sie zu schlagen. Der schlaftrunkene Schuster glaubte, sie wäre verrückt geworden und suchte sie zu beruhigen. Aber sie jammerte und weinte, und da er sie nicht schlagen wollte, legte sie sich auf den Fußboden der Stube und betete die ganze Nacht.

Der Schuster war ganz verwirrt, als er diese Veränderung sah, weinend vor Mitleid, stieg er aus dem Bette und brachte ihr ein Kissen, aber mit demütigen Worten wies sie es zurück.

Am nächsten Morgen kam der Schuster ganz verstört in die Mühle und verlangte den Müller zu sprechen. „Du hast hier etwas angestellt, meine arme Frau sitzt zu Hause und weint sich die Augen aus, ißt nicht und schläft ohne Kissen auf dem Fußboden . . ."

Der Müller lachte. „Geh du nur wieder heim zu deinem reumütigen Weibe! Glaubst du, der Spuk in der Mühle sei nur da, um die Leute zu unterhalten und die spröden Mädel gefügiger zu machen? Zuweilen muß der böse Mönch sich zu größeren Aufgaben entschließen, er muß einem gepeinigten Menschen beistehen . . . . unglücklichen Ehemännern zum Beispiel! Und jetzt gehe ruhig heim, sage deiner Büßerin, daß es meiner Frau schon besser geht, und das Mehl schicke ich noch heute, sie möge dir Leckerbissen backen!"

Dagobert ging kopfschüttelnd ins Dorf zurück. Und der Müller trat mit schallendem Gelächter in die Stube, wo seine Frau eben lächelnd das Totenhemd bügelte, das ihr spaßlustiger Mann vielleicht demnächst wieder brauchen würde . . .

Wenn die Frösche quaken.

Von Willi Buchholz.

Er war ein richtiger Froschprinz und sie ein geborenes Freifräulein von Sumpfbuddler. Sie saßen eng beieinander auf dem ehrwürdigen, bemoosten Stein, den eigentlich der alte König zu seinem Ruhesitz erwählt hatte, wenn er nach des Tages Last und mannigfachen Aufregungen seinem lieben Bläserchor lauschte. Heute abend jedoch nahmen ihn die Reichsgeschäfte länger in Anspruch; denn es waren viele fremde Gäste und Gesandtschaften aus den benachbarten Staaten gekommen, um die Hochzeit des Erbprinzen mitzufeiern.

Die mußten alle würdig empfangen und bewirtet werden. Man aß lebendige Mückenkeulen und trank dazu den berühmten Froschwein Marke „Entenblott".

O ja, die Stimmung war ausgezeichnet. Es wurden Reden gehalten, die sich gewaschen hatten, aber nichts Politisches, nein, sondern von Lenz und Liebe und goldner Zeit; nebenbei wurde auch die schwierige Lage erwähnt, in der sich alle Froschreiche noch befanden; denn es war Übergangszeit aus der Winterruhe in den üppigen Sommer. Aber nur Geduld, die Fliegen und Mücken würden schon kommen wie jedes Jahr, außerdem findet ein geschickter Taucher auch im weichen Schlamm seine Beute. Man rühmte den Mut und die Gewandtheit des Prinzen und sprach dabei den aufgetischten Leckerbissen immer eifriger zu; es waren eben zarte Schnecken und Karpfenlaich an der Reihe. Natürlich war auch die Rede von den gewaltigen Festspielen und Wettkämpfen am Nachmittag, in denen die Leute von Grünwasser sich vor allen anderen im Springen und Schnellrudern ausgezeichnet hatten. Der König strahlte über das viele Lob, das ihm und seinem wackeren Volke gespendet wurde.

Inzwischen verlebte das junge Paar auf dem alten Stein eine selige Stunde des Alleinseins. Sie hatten sich nur mit Mühe der lauten, übermütigen Gesellschaft entzogen, aber Liebe ist erfinderisch.

„Sieh nur, Quarrline, wie der brave Mond seine Backen aufpustet, es sieht zu erhebend aus, aber an die wahre Kunst reicht er noch nicht heran. O, heute ist meine Brust sehnsuchtsgeöffnet, ich möchte deine Patschruderchen greifen und singen. Hör' mal, findest du das nicht entzückend:

Im Wasser schwimmt das Licht.
Wenn dir dein Herze bricht,
Seele, denke nicht dran!

„Ach, ganz entzückend" rief die verträumte Braut, „von wo du das bloß alles hast? Ich könnt's mein Lebtag nicht so gefühlvoll sagen".

„Nein, Liebling, das war nur ein Versuch, erst wenn ich den einen Fuß so ins Wasser hängen lasse und den andern in deine Patsche lege, und so zusehe, wie sich die Mondwellen um deinen Kopf und Hals ringeln, habe ich die richtige Stimmung. O, heute könnte ich vor Begeisterung vergehen, es faßt mich tief, hör nur:

— „Eure Hoheit werden zum Konzert gebeten, die Musikantengilde ist schon lange zusammengerudert und wartet nur auf das Zeichen Eurer Hoheit!" Der Festmarschall Bitterflosse sprach's mit lauter Stimme. Endlich hatte er die Ausreißer gefunden, nachdem er den ganzen Teich abgesucht hatte. Da half nun kein Sträuben, beim Konzert mußten sie zugegen sein, das war ehrwürdige Überlieferung. [illegible]ennten sie sich mit einem schweren Seufzer von dem [illegible]ein und sprangen hinter dem Marschall ins Wasser, [illegible] Festsaal zuzuschwimmen.

[illegible]t herrschte schon das lebhafte Gurgeln und Brum[illegible], das einem richtigen Konzerte immer vorangeht. Alles war in gehöriger Aufregung; denn es sollte heute ein ganz besonderer Genuß werden; der König selber leitete den Chor. Mit überlegener Ruhe überblickte er seine Getreuen, sein strenges Auge sah jeden Fehler in der Aufstellung, sein geübtes Ohr hörte jeden Mißton der Instrumente, heute galt es aufzupassen! Der Tenor Quabbelbein strich sich prüfend über die Kehle und holte ein wenig Luft, dann flog ein stolzes Lächeln um sein schönes breites Maul, er fühlte sich sicher.

Die Gäste hatten alle Platz genommen, und draußen vor dem Palaste hockte das ganze Volk von Grünwasser, die Veteranen aus alten Zeiten nicht ausgenommen; denn im Froschvolke ist jeder musikalisch, und dort weiß man die Kunst noch zu ehren.

Das Brautpaar war erschienen und hatte sich in der Königsloge niedergelassen, ein hellgrüner Springer meldete es dem König. Da schimmerte es feucht in seinen Augen, ein Blick, ein Ruck — es herrschte eine Totenstille. Und dann begann ein Einzelsopran zu klagen, der Alt gesellte sich zögernd dazu, die Bässe gurgelten aus der Tiefe, der ganze Chor schluchzte auf, und nun kam Bewegung in die Akkorde, es war einfach herrlich. Immer fließender, immer begeisterter! Bei der wehmütigen Mondscheinsonate drang die Stimme Quabbelbeins allen Zuhörern so ergreifend in das kühle Herz, daß sie aufsprangen und sich vor Rührung umarmten.

Bis spät in die Nacht hinein wurde musiziert. Zuletzt machten alle Gäste und auch das Volk draußen mit, selbst in den befreundeten Teichen und Gräben fielen die Massenchöre ein; denn solch ein Fest endet immer mit der Weltoper: „Seid umschlungen Millionen! . . .", deren Text man froschfrei nach Schiller umgedichtet hatte; deren Musik aber ganz die Schöpfung des genialen Komponisten Kehlschmerz war, der durch dieses Werk sein Geschlecht auf den Gipfel der Kunst geführt hatte.

„Was die dummen Poggen heute Nacht bloß haben, Mutter, mach das Fenster zu, ich kann gar nicht einschlafen", sagte ärgerlich der Bauer Nölckmann zu seiner Frau und drehte sich im Bett auf die andere Seite.

Es hat eben nicht jeder das feine Kunstverständnis.



Bunte Chronik



* **Ein Riesenleuchtturm für Flugzeuge.** Acht Kilometer östlich von Dijon erhebt sich der 625 Meter hohe Mont Afrique. Vorige Woche wurde hier der erste Leuchtturm für Flugzeuge in Betrieb gesetzt, und die Versuche haben gezeigt, daß der Lichtkegel, der einen Durchmesser von acht Kilometer hat, hintereinander Lille, Brüssel, Frankfurt, Mailand, Angers, Alancon und Rouen berühren kann. Richtet er seinen doppelten Strahl gegen den Himmel, ist er auf ungeheuer weite Strecken zu sehen und bietet den Fliegern einen sicheren Anhaltspunkt. Der Leuchtturm selbst ist 14 Meter hoch und besteht aus drei Stockwerken, von denen die zwei obersten acht Apparate enthalten, die ein Licht von einer gesamten Stärke von einer Milliarde Kerzen hinaussenden und somit sämtliche Scheinwerfer an und auf dem Meere richtiggehend in den Schatten stellen. Der Scheinwerfer von Mont Afrique ist der erste in einem System von Scheinwerfern für den internationalen Flugverkehr und beleuchtet den Schnittpunkt der Luftlinien Paris—Schweiz, Paris—Italien und Paris—Mittelmeer. **Der Bau wurde bereits während des Krieges 1918 begonnen, durch den Waffenstillstand unterbrochen und später zum Nutzen der Handelsluftschiffahrt zu Ende geführt mit einem Kostenaufwand von 1½ Millionen Franken.**



Lustige Rundschau



* **Umständliche Vorstellung.** „Und nun möchte ich Sie auch mit unserem Nachwuchs bekanntmachen. Das ist Paula, das ist Ernst aus meiner ersten Ehe, das Friedrich, Alfred und Berthold aus der ersten Ehe meiner Frau, und hier das Lorchen, unser Nesthäkchen aus unserer eigenen Ehe."

*

* **Befähigungsnachweis.** Eine Filmgesellschaft sucht einen Filmoperateur. Es meldet sich ein älterer Mann. „Sind Sie branchekundig?", fragt der Direktor. Der Bewerber verneint, meint aber, daß er durch seine bisherige Tätigkeit sich für einen derartigen Posten besonders geeignet halte. „Was waren Sie denn bis jetzt?", erkundigt sich der Direktor. „Drehorgelspieler," erwidert der Mann.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.